

Auf der Fahrt

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 14

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

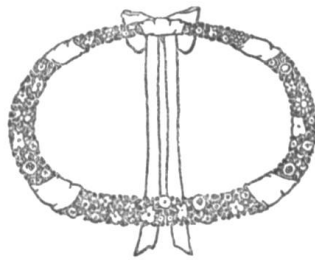
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es wäre noch von Merediths psychologischen und sozialen Problemen und von seinen leitenden Ideen ein Wort zu sagen. Unser Dichter ist immer ein scharfer und kühner Denker gewesen, der seine Erkenntnisse und seine Überzeugungen mit verschwenderischen Händen ausgestreut hat. Es ist deshalb beinahe unmöglich, sich darüber summarisch auszusprechen oder gar sie in eine enge Formel zu bringen. Ich möchte es vermeiden, eine einseitige Darstellung davon zu geben und gehe deshalb darüber hinweg. Ich glaube, die Zeit wird kommen, wo man Meredith als Denker, als Psychologen und als Kritiker des Lebens Ibsen an die Seite stellen wird; das große Wunder ist, daß es nicht jetzt schon geschehen darf.

Wir Leute vom deutschen Wesen bilden uns etwas darauf ein, für alle Schönheiten und Vortrefflichkeiten ausländischer Kunst eine feine Nase und einen offenen Sinn zu haben. Wir haben Oscar Wilde und Bernard Shaw zu den unsrigen gemacht, als sie bei den eigenen Landsleuten noch den Daseinskampf kämpften. Warum nicht auch Meredith? Er hat uns mehr zu bieten und besseres, und wenn's darauf ankommen sollte, ebenso modernes.



Auf der Fahrt.



„Her, Walter, sieh doch, diese vielen Menschen! Das ist ja schrecklich — müssen wir da hindurch?“ Die blasse junge Frau mit dem nervösen Zug um die schmalen Lippen hielt ängstlich den Arm ihres Mannes zurück. Halb empört, halb geärgert schaute sie auf das bunte Menschengetribbel, das den kleinen Perron des Bahnhofs überfüllte. „Woher kommen nur diese Leute — das ist ja schauderhaft.“

Walter Herder lachte: „Es ist Schützenfest in der Nähe. Die Deutchen fahren dorthin. Sieh doch, wie die lustig sind. Komm, Lilli, es dauert höchstens ein paar Minuten, bis unser Zug kommt. Da, nimm meinen Arm und halt dich fest an mich. Es geschieht dir ja nichts.“ Seine Stimme hatte einen beruhigenden Klang, so wie man

zu einem Kinde spricht, das man ohne Vernunftgründe über eine Unannehmlichkeit zu trösten versucht. Dabei funkelten seine Augen höchst vergnügt ein dralles Mädchen an, das im weißen Festkleid, einen Kranz rosa Rosen steif auf dem fest mit Pomade nach hinten gestrichenen Haar neben seiner Frau stand. „Hm, wie schön,“ bewunderte er halblaut und erhielt dafür einen stolz-verschämten Dankblick.

Eine dicke Frau mit einem großen Korb, den sie sorgsam gegen ihren mächtigen Leib stemmte, bahnte sich mit dem Ellenbogen an seiner linken Seite den Weg. Rasch legte er die Hand auf den Deckel des Korbes. „Na, Mutter — ist er schon voll oder soll er's erst werden?“ Die Dicke lachte gutmütig: „Wär' nicht gut mit dem vollen Korb 'raus und mit dem leeren 'rein. Einkaufen gehn tun wir.“ „Am Schützenfest?“ „Ei freilich, da gibt's immer allerlei — ist ja großer Markt dabei.“ „So, so — also Ihr geht nur zum Geschäft hin — ich dachte, Ihr wolltet tanzen — da wäre ich mitgekommen.“ Die Alte lachte schallend: „Was hätt' denn die junge Frau dazu gemeint — hm?“ — Walter drehte den Kopf nach Lilli; sein fröhliches Gesicht wurde plötzlich ernst. Seine Frau gönnte ihm keinen Blick. Ihre feinen Züge sahen merkwürdig verkniffen aus und die Lider lagen halbgeschlossen über den Augen.

Ach so, er hatte sich wieder einmal vergessen, war „burschikos“ gewesen und sprach mit Leuten, die „höchstens als Dienstboten in Betracht kommen“.

Verstimmt versuchte er sich und seine junge Frau aus dem Getümmel heraus an eine geschützte Stelle zu bringen. Aber dieser, durch die Aussicht auf das bevorstehende Vergnügen aufgeregte Menschenschwarm ließ nur eine Lücke frei, um sie sofort wieder zu schließen. Gruppen von Schützen standen nebeneinander und erwogen ihre Chancen. Junge Burschen, den grünen Hut fest zurückgeschoben, die Flinte mit demselben Stolz auf dem Rücken tragend, wie ein Städter einen Orden auf der Brust und dabei noch von dem Bewußtsein gehoben, daß die Frauen gerne den Schützen schauen — alte, in der Arbeit ergraute Jäger, denen ein guter Schuß wichtiger ist als ein guter Ruß, Männer, die irgend ein Geschäft zu dem Fest führte und die mit verschlossenen Gesichtern dastehen und ihren Vorteil im voraus berechnen; alte schnatternde und junge kreischende Weiber — ein Gewühl, das lacht, lustig, lebenatmend, aber nichts weniger als wohlriechend ist. Dazu ein Julitag, an dem die Sonne ihre ganze Macht zeigt — glühende Steinplatten, die die empfangene Hitze zurückstrahlen, die Luft dick und schwer — eine Marter für empfindsame Nerven.

Walter Herder schien allerdings nicht darunter zu leiden. Seine klugen Augen erfaßten da ein groteskes Bild, sein Ohr fing dort eine

derbtreffende Bemerkung auf — er sah und hörte das, was er sehr schätzte, die Ursprünglichkeit eines gesunden Volkes. Aber seine Frau litt immer mehr unter der aufgezwungenen Berührung mit dem ihr durch Erziehung und Nervosität feindlichen Element. Sie war nicht harmlos genug, um sich selbst eine Viertelstunde lang zu vergessen und für den Humor des einfachen Mannes erst recht nicht zugänglich. Ihr kamen diese Menschen nur entsetzlich vulgär vor und sie fand es unbegreiflich unfein von ihrem Manne, daß er sich in Gespräche einließ und sich sogar prächtig zu amüsieren schien. Für sie wurden die zehn Minuten, die sie warten mußten, zu einer unentrinnbaren Qual, und als der Zug einfuhr, riß sie sich von Walters Arm los und lief wie gehezt auf den Schaffner zu: „1. Klasse, Nichtraucher.“ Sie hatte schon den Fuß auf der untersten Wagenstufe, als Walter ihr helfend den Arm um die Taille legte.

„Nun, das muß ich sagen — laufen kannst du,“ rief er lachend. Aber Lilli stimmte nicht in seinen Ton ein. „Mach die Tür zu — herrschte sie gereizt, „sonst kommen diese gräßlichen Leute womöglich noch hier herein.“ Walter gehorchte. Er wußte, daß er jetzt am besten tat, wenn er schwieg. Sorgfältig schloß er die Gardine, um die Sonne abzuhalten, löste die Nadel aus dem Hut seiner Frau und schob ihr, nachdem er sanft über ihr Haar gestreichelt hatte, ein kleines Lederkissen in den Nacken. Lilli rührte sich nicht — und als der Zug sich in Bewegung setzte, murmelte sie ein halbblautes: „Gott sei Dank!“

Auch Walter lehnte sich fester in seinen Sitz zurück. Mit der Stille, die nach dem Getöse auf dem Bahnhof fast plötzlich hereinbrach, kam auch eine Stille über ihn, jene Stille, von der er längst wußte, daß sie nur eine Leere seines Herzens bedeutete. Wieviel hatte er von dieser Reise gehofft und wie wenig brachte er nach Hause. Dieses Wenige war dazu nichts anderes als Schmerz — ja — Schmerz und Reue! — Vor Jahren hatte er diese gleiche Tour gemacht, vor Jahren hatte er an all diesen wunderbaren Bergstätten gestanden mit einer Frau, die ihn liebte und die jeden Gedanken in ihm erriet, fast noch ehe er ihn gedacht. Damals träumte er von einem stolzen Sieg in seinem Beruf und dann von einem Heim, das er sich gründen wollte mit dieser Frau, die ihm ganz zu eigen war. Wie oft hatte er über die Ehe gesprochen, wie bestimmt seine Meinung klargelegt, da gab es kein Schwanken, kein gefälliges Vielleicht, da gab es nur seinen Willen, der sein Glück nach seinem Sinn gestaltete. Seine Frau mußte mutig und klug, lebenswollend und dabei voll weicher Empfindung sein. Sie mußte alles wissen und durfte doch nichts kennen als ihn — ihn allein.

Dafür wollte er sie dann lieben — ach so sehr — und auf Händen tragen. Aber das Schicksal kam und nahm ihm die Frau, von der er

all das Schöne und Herrliche erhofft hatte. Lange blieb er einsam, aber sein Herz sehnte sich so sehr, und es sagte: „Suche, dann wirst du finden.“ Die zarte, feine Lilli gefiel ihm. Er träumte in ihre zierliche Form einen starken Geist und ein großes Herz hinein. Er dachte es sich reizend, wenn diese anmutige Frau des Abends neben ihm in einem gemütlichen Zimmer saß und seinen Worten verständnisvoll lauschte, er dachte es sich so schön, daß ihm das Blut dabei pochte, wenn auf ihrem Schoß ein Geschöpfchen sitzen würde mit großen fragenden Augen, ein solch liebes kleines Ding, das warme Ärmchen um den Hals zu schlingen wußte und dessen Mäulchen den Papa so zärtlich küssen konnte.

Mit diesem festen Glauben an das Glück heiratete Walter Herder die zarte Lilli Wilde. Nun dauerte ihre Ehe schon zwei Jahre, und in diesem Sommer hatte es der Arzt bestimmt ausgesprochen — es war keine Hoffnung, daß Walter Herders Wünsche erfüllt würden.

Lilli nahm es gleichgiltig hin. Sie zog daraus nur den Schluß, daß sie noch mehr verwöhnt, noch liebevoller behandelt werden müsse. Der Gedanke kam ihr niemals, daß sie ihren Mann für das, was er entbehrte, durch die hingebendste Liebe entschädigen wollte. Sie ließ sich lieben und war überzeugt, daß sie damit genug tat.

Walter fand sich mit seinen Wünschen ab. Aber er versuchte es wenigstens, seinem geistigen Traume nahe zu kommen und seine Frau auf seinen Wegen neben sich zu haben. So nahm er sie mit zu jener Gebirgstour. Doch noch nie war ihm die leblose Seelengleichgültigkeit seiner Frau so unerträglich gewesen, wie hier im nahen Verkehr mit der Natur. Da, wo er sich heimisch fühlte, war sie fremd. Was ihn entzückte und ergriff, berührte ihre Empfindung nicht einmal. Was ihm gefiel, machte sie nervös.

Da überkam ihn übermächtig das Verlangen nach jener Zeit, in der die Frau an seiner Seite gestanden hatte, die das Schicksal ihm nahm und die er sich hatte nehmen lassen. Was war nun aus seinen Träumen geworden? Wo war die Erfüllung, was hatte er von seinem festgesetzten Glücksplan erreicht? Keine wahre Liebe, kein Verstehen, keine Hoffnung, das eigene Sein in einem anderen, in seinem Kinde, wiederzufinden.

„Mutti, ist der Onkel krank, weil er so traurig ist?“

„Still, Rudi, das fragt man nicht.“

Walter drehte jäh den Kopf. Beim Einsteigen hatte er zwar in der andern Ecke eine Dame gesehen, an die sich ein schlafendes Bübchen schmiegte, aber über seinen bitteren Gedanken achtete er nicht mehr auf die Mitreisenden. Nun sah er in ein rundes, vom Schlafe noch etwas gerötetes Kindergesicht, das ihn mit zärtlich fragenden Augen anschaute. Als Walter ihm freundlich zunickte, lächelte es rasch und vertraulich,

dann aber in plötzlicher Verlegenheit wandte es sich der Mutter zu und küßte sie stürmisch ab.

Die junge Frau wehrte sich, doch mit inniger Nekerei. Ihr Abwehren glich mehr einer Liebkosung. Dann gab sie dem Jungen einen vorsichtigen kleinen Stoß, daß er zurücktaumelte und mitten aufs Polster, Walter gerade gegenüber, zu sitzen kam. Mit einem quietschenden Laut wollte er sich wieder auf die Mutter werfen, aber Walter griff rasch zu und hielt eins der strampelnden Beinchen fest.

Der Kleine lachte und freute sich. Als er sich eine Weile vergebens bemüht hatte, sich zu befreien, bat er:

„Lieber Onkel, bitte laß mich los.“

„Erst mußt du mir sagen, wie du heißt!“

„Rudi Werner, zwei Jahr alt. Freiestraße 152.“

Walter lachte: „Das ist wenigstens gründlich. Wo willst du denn hin?“

„Mit Mama ins Bad.“

„So? Freust du dich?“

„Ja, ich darf den ganzen Tag im Sand spielen, hat der Papa gesagt, und wenn der Papa kommt, dann baut er mit mir eine Festung mit einem Wassergraben, hat der Papa gesagt.“

„Das ist aber schön. Da muß der Papa aber bald kommen.“

„Tut er auch. Morgen und nochmal morgen und dann noch ein paar morgen, dann kommt er, das ist bald, gell?“

„Sehr bald. Du warst wohl traurig, als du vom Papa fort mußtest?“

„Mmm ja! Aber er hat uns an die Bahn gebracht, und wenn ich brav bin auf der ganzen Fahrt, bekomme ich nachher einen Ball. Die Mama bekommt auch was, hat der Papa gesagt, weil die Mama traurig war.“

„So, die Mama war also traurig, als der Zug fortfuhr?“

„Dooh schon vorher — aber dann haben sie noch „pouffiert“ und dann —.“

„Aber Rudi!“ Verlegen beugte sich die Dame vor und gab Rudi einen kleinen Klaps. „Das sollst du doch nicht sagen.“

„Wenn es aber wahr ist, Mutti?“ Der Kleine schaute seine Mutter ungerührt an.

„Und jetzt pouffier' ich dich.“ Dabei schnellte er sich vorwärts auf den Schoß der jungen Frau und küßte sie ab, so wild und so rasch er nur konnte.

Walters Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Er suchte das Auge seiner Frau. Tat ihr der Anblick nicht wohl und weh zugleich? Aber Lilly saß aufrecht mit kühl ablehnender Miene; sie fand es durchaus

unpassend, mit fremden Kindern zu tändeln und schaute angelegentlichst zum Coupéfenster hinaus.

Rudi hatte sich endlich satt geküßt. Nun wandte er sich wieder voll Interesse an den neuen Onkel. Der nahm ihn aufs Knie und ließ ihn tüchtig reiten, schließlich in den Graben fallen und dann wieder von neuem unter Lachen und Jauchzen und den herzlichen Blicken der Mutter bis der Zug hielt.

„Jetzt muß ich fort, kleiner Mann“, sagte Walter und erwiderte innerlich den tiefen Seufzer des Bedauerns, den Rudi ausstieß. Noch einmal preßte er die schlanke Kindergestalt fest in die Arme und tauchte seinen Blick tief in die schönen klaren Augen, auf deren hellem Grund es wie ein unbewußtes Verständnis aufleuchtete.

„Leb' wohl, kleiner Schlingel, bestell' dem Papa einen herzlichen Gruß, und er soll die Festung nur ja recht schön bauen.“

„Adieu, Onkel.“ Der Kleine patzte kräftig in die dargebotene Hand und lachte lustig zu Walter empor. Der verbeugte sich ehrfurchtsvoll wie vor einer Fürstin vor der jungen Mutter, die freundlich dankend das Haupt neigte.

Lilly ließ sich mit beleidigter Miene aus dem Coupé helfen. Es war ja unerhört, wie ihr Mann sie vernachlässigte um eines fremden Kindes willen.

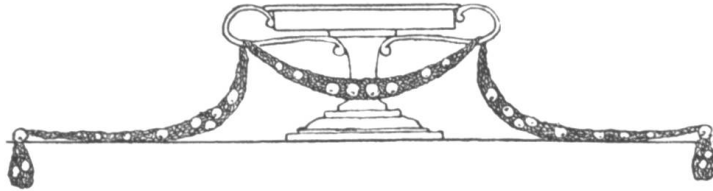
Aber Walter achtete diesmal nicht auf ihre Laune. Ihm war das Herz voll von einer weichen, erregten, bangen Stimmung. So also sah das Glück aus — so — — und andere hatten es, andere besaßen es —

Immer wieder wandte er sich nach dem Coupé um, da — als sich der Zug von neuem in Bewegung setzte, erschien Rudis blondes Köpfchen am Fenster, nickend und winkend. Hinter ihm stand die Mutter, mit einem Lächeln voll mütterlichen Stolzes, voll reifer, inniger Liebe. Hatte ihre feine Frauenempfindung in seiner Seele gelesen, wußte sie, was den fremden Mann nun verfolgen würde wie eine Fata Morgana des Glückes, ein Spiegelbild dessen, das sie in festen Händen, in schützenden Armen hielt? Wußte sie, daß seine Sehnsucht nun eine Gestalt gewonnen hatte, daß sie dadurch nur um so heißer, um so schmerzenvoller geworden war? Ihr Lächeln war wie ein Trostwort, so weich und so zärtlich. Walter fühlte, daß er der Frau für dies eine Lächeln immer dankbar bleiben würde.

Einige Minuten später saß er neben Lilly im Wagen. „War das eine langweilige Fahrt“, sagte sie gehässig. „Ich bin froh, wenn wir glücklich wieder zu Hause sind.“

Walter antwortete nicht. Aber zum erstenmal regte sich eine tiefe Bitterkeit in ihm, die Bitterkeit, die uns alle überfällt, wenn wir er-

fennen, was wir gewollt, was wir erstrebt, und was das Leben uns davon gegeben hat. Und er fühlte, daß wir in unserm besten Streben nichts sind als führerlose Wanderer, die der Zufall vom Wege lockt, die das Schicksal irreführt und die nur selten an ein Ziel kommen — auf ihrer Fahrt. — —
Irma Goeringer.



Stimmen und Meinungen.*



Karl Spittellers „Mädchenfeinde“.

Ein Brief, gerichtet an Herrn F. D. Schmid, Herausgeber der „Berner Rundschau“.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Besprechung der Spittellerschen Kindergeschichte hat mich darauf geführt, einige Gedanken schärfer zu fassen, die mir bei der Lektüre dieses Buches aufgestiegen sind. Würden Sie mir Gelegenheit geben, meine Ansicht in der „Berner Rundschau“ zu entwickeln? Ich wage zu hoffen, daß Sie meine Bitte gewähren werden, auch für den Fall, daß bei meinem Beginnen so etwas wie eine Antikritik herauskommen sollte.

Ich greife gleich auf Ihren Haupteinwand; Sie formulieren ihn mit den Worten: Was diese Kleinen sagen, das ist so unkindlich wie möglich, sie klügeln und rechnen wie Große. Wollten Sie damit bloß sagen, daß namentlich dem jungen Gerold, dem Haupthelden der Erzählung, ab und zu seelische Erlebnisse zugeschrieben werden, deren ein Knabe von neun Jahren nicht wohl fähig ist, so müßte ich Ihnen recht geben. Besonders bedenklich erscheinen mir in dieser Beziehung die Träume, die Gerold in der Friedlismühle gehabt haben soll (p. 51—53). Daß ein Kind Lebensanschauungen, die es als Mann haben wird, ahnend vorausempfinde, das halte ich für möglich. Zum anschaulichen Bilde verdichten sich Meinungen solcher Art nur dem Gereiften. Wenn

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.